



FRAUMÜNSTER – PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

19. August 2007

Unser Vater im Himmel

Unser Vater im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe,

wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute,

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen,

Denn Dein ist das Reich und die Kraft

und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

Matthäusevangelium Kap. 6.9-13

Liebe Gemeinde

Ein kurzer Text Martin Luthers aus dem Jahr 1535 trägt den schönen Titel “Eine einfältige Weise zu beten, für einen guten Freund.” Er beginnt folgendermassen: “Lieber Meister Peter” – und natürlich war ich beim Lesen dieser Anrede verduzt und erfreut-irritiert, dass Luther nun ausgerechnet *mich* persönlich ansprechen will, bis ich in einer kritischen Ausgabe herausfand, dass damit sein Freund, der Barbiermeister Peter Beskendorf gemeint war... – “Lieber Meister Peter”, sagt Luther also, “ich geb’s euch so gut, wie ich’s habe und wie ich selber mich beim Beten verhalte. Unser Herr Gott gebe es euch und jedermann, es besser zu machen, Amen.”

Diese kleine Schrift ist eine wunderbare Einführung Luthers ins Beten überhaupt, aus eigener Erfahrung sprechend, und gleichzeitig sagt er das, was für alle solche Anleitungen gilt: “Unser Herr Gott gebe es euch und jedermann, es besser zu machen” – man muss also *selber* die Erfahrung mit Gott machen! Da gibt es in strengem Sinne keine Anleitung, keine Rezepte.

Aber es ist eben dennoch eine der ruhigsten, schlichtesten Einführungen ins “Unser Vater”, in dieses christliche Gebet der Gebete. Luther schildert etwa, wie er, wenn er durch Geschäfte oder Gedanken “kalt und ohne Lust zu beten” geworden sei, ins Kämmerlein laufe und Psalmen oder Worte Christi für sich selbst spreche – “ganz und gar wie es die Kinder tun”, und wie dann sein Herz “durch solch mündliches Sprechen erwärmt und zu sich selbst gekommen” sei. Und das ist ein *erster* Hinweis: Gebete gelingen dann, wenn das menschliche Herz zu sich selber kommt, weil es zu Gott kommt.

Ja, sagt Luther, manchmal sei anderes Tageswerk und Arbeiten genauso gutes Beten wie das ausgesprochen religiöse Gebet. Und fügt noch an, “wer treu

arbeitet, betet zweifach” – und das ist ein *zweiter* Hinweis: Er nimmt damit dem Gebet den religiösen Überdruck, diese magische Zwangsatmosphäre, die Sie sicher auch schon in christlichen Räumen erlebt haben, und dabei vielleicht ganz unfrome Fluchtgedanken hatten. Ich jedenfalls schon. Gebet kann auch unknien, ohne gefaltete Hände, ohne gefurchte Stirn geschehen.

Und doch sagt Luther, man müsse dabei schauen, dass man arbeitend das Gebet nicht verlerne, man müsse diese Haltung auch üben – aber eben so wunderbar einfach sagt er und erklärt er das, wie es nur dieser grosse Theologe und Reformator konnte. Und damit sind wir beim *dritten* Hinweis Luthers: Beim Beten geht es darum, sich selber, das eigene Herz und den eigenen Geist so zu öffnen, dass Gott sprechen kann. Gewissermassen also damit ernst zu machen – wenn wir es denn glauben –, dass Gott lebendig ist und zu uns sprechen will. Aber schon das Wort – “damit *ernst* zu machen” – klingt wieder so zwanghaft; vielleicht ist es besser, einfach von *Aufmerksamkeit* zu sprechen. Beten ist die Haltung, in der wir ganz aufmerksam, ganz konzentriert sein können, und konzentriert heisst ja nicht auf unsere eigene Mitte, sondern auf das göttliche Zentrum hin ausgerichtet sein.

Was ich bis hier mit Luthers Worten eingeleitet habe, das ist genau das, was Jesus selbst über das Beten sagt in der Einleitung zum Unser Vater – nämlich (kurz zusammengefasst): nicht plappern und nicht viele Worte, nicht religiöses Kunstwerk, nichts Zwanghaftes und keine ostentative Haltung, sondern Einkehr, Konzentration, Stille, Bereitschaft. Und dann fährt Jesus fort und sagt einfach: *So sollt ihr beten*, und darauf spricht er das *Unser Vater*.

Bleiben wir noch einen Moment bei dieser Haltung, einfach deshalb, weil ich wahrnehme, dass wir, viele von uns, im Beten irgendwie verunsichert sind, verunsichert, weil es auch Vorstellungen gibt, die irreführend sind und viele blockieren: wenn das Gebet etwa, wie bei gewissen Evangelikalen, als “Telefonleitung zu Gott” bezeichnet wird. Aber ist es so? Denn man hört ja im wörtlichen Sinne keine Stimme; und wer wirklich und zu oft Stimmen hört, sollte vielleicht mit einem Psychologen sprechen.

Besser ist der Begriff *Aufmerksamkeit*. Und das Klarste und Schönste, was mir selbst geholfen hat, sind die Gedanken von der Philosophin Simone Weil, die meine eigene Erfahrung in helle Worte gefasst hat. Sie schreibt “Die von jeder Beimischung ganz und gar gereinigte Aufmerksamkeit ist Gebet”. Und fügt dann an, dass man eben auch wissen müsse, wie das geht. Auf eine heitere Weise sagt sie, dass man oft “eine gewisse Muskelanstrengung” mit “Aufmerksamkeit” verwechsle. Wenn man Schülern sage: Nun passt gut auf! Dann würden sie die Brauen runzeln, den Atem anhalten, die Muskeln anspannen – und wenn man sie nachher frage, *worauf* sie ihre Aufmerksamkeit gerichtet hätten, dann wüssten sie keine Antwort. Weil sie eben gar nicht aufmerksam waren, sondern nur die Muskeln angespannt haben. Und so auch beim Beten, wenn man es zu fest will, es erzwingen will: Hände ganz fest ineinander, Gesicht tief gebeugt...

Aufmerksamkeit, so sagt es Simone Weil, und so erfahre ich es selber, wenn Gebete gelingen, Aufmerksamkeit ist *auch* Anstrengung, aber sie ermüdet nicht.

Aufmerksamkeit ist negative Anstrengung: Man zwingt den eigenen Geist nicht, kein Überdruck, sondern Unterdruck: Man lässt die Dinge abfließen, die uns von Gott trennen. Aufmerksamkeit oder Gebet ist dann, wenn sich etwas klärt, weil wir mit unserem kleinen Ich nicht dazwischen sind, nicht dreinreden, dies und jenes meinen und dazwischensagen. Sondern ganz aufmerksam auf das sind, was Gott uns bedeutet, was Gott uns zuspricht, wo Er uns beim Klären hilft, weil er die Klarheit schlechthin ist.

Und deshalb ist das Unser Vater ein so schlichtes Gebet, so kurz, so prägnant, weil es sich um Aufmerksamkeit auf Gott handelt, auf Gottes Gegenüber, und um die Aufmerksamkeit auf die Dinge, die uns ganz direkt angehen. Es geht um die *Essentials*.

“Unser Vater”, die Anrede, sagt Jesus ohne Majestätstitel und Herrschaftsvokabular (nicht “mächtiger König des Himmels”, auch nicht : “Ewiger und Allmächtiger und Allwissender”). Und damit setzt er bei der Grunderfahrung jedes Menschen an, der Eltern hat: Gott ist ein Du, ein Gegenüber, eine Person, die mich liebt, so wie Eltern das vom ersten Moment an tun, wenn ein Kind geboren ist, (ja eigentlich schon davor!) Und das ist so grundlegend, dass man dabei verweilen muss, einfach weil so viel *über* Gott geredet wird, Gottestheorien, Gottesbeweise, Gotteskritik – das mag ja hier und dort im wissenschaftlich-theologischen Diskurs auch seinen Ort haben. Aber *hier* geht es nicht darum, über Gott zu reden. Sondern um Aufmerksamkeit dafür, Offenheit dafür, *dass Gott redet*, und wir uns im aufmerksamen Gebet ihm öffnen, ihm zuwenden. Das ist eine so grundlegend wichtige Sache, wenn wir nicht nur unseren eigenen Theorien und Gottesvorstellungen nachhängen und darin gefangen bleiben wollen... Gott ist ein Du, nicht eine stumme Quelle, nicht ein abstraktes Sein, auch kein Energiefeld, mag das noch so modern klingen. Wer betet, sucht diese “von jeder Beimischung ganz und gar gereinigte Aufmerksamkeit” auf Gott, der unser Gegenüber sein will.

“Unser Vater” – dieses Wort ist natürlich belastet, wenn man sich Gott nun *männlich* denkt und partout ausschliessen will, dass man auch “Unsere Mutter” denken und beten möchte. Denn ist es nicht dieselbe Erfahrung? – Vielleicht für viele fast noch eine tiefere Erfahrung, die hier im Hintergrund steht?! Ich sage das, weil ja die neue “Bibel in gerechter Sprache” (mit diesem unglücklichen Titel, der bei ihren Kritikern sogleich zur ironischen *Umbenennung* in “Bibel in selbstgerechter Sprache” geführt hat), weil diese neue Bibel (nicht die neue Zürcher Bibel) ja diese Frage des Gottesnamens, auf eine gute Weise provozierend, ins Zentrum gestellt hat. Recht haben diese Übersetzerinnen und Übersetzer schon, was das *Anliegen* betrifft! Recht haben sie, was den Denkanstoss betrifft: Wenn es darum geht, dass Gott ein Du ist, ein Gegenüber, auf das wir nur mit unseren menschlichen Worten und Vorstellungen antworten, *dann* hat das sein volles Recht.

Und dennoch werden Sie von mir keine Umformulierungen hören im Fraumünster: “Unsere Mutter” statt “Unser Vater” oder dann ganz ausgewogen: “Unser Vater und unsere Mutter” – aus einem mehrfachen, vielleicht nicht immer ganz starken Grund, den ich bekennen will: Es gibt gewisse Dinge, die man

nicht schulmeisterlich korrigieren, umformulieren, begradigen, korrekt machen muss – weil sie sich, wenn man sie begriffen hat, von selbst verstehen. Weil es Worte sind, die von so unendlich vielen Menschen gebetet worden sind, mit denen wir uns verbunden fühlen – das ist eine lebendige Tradition. Wir wissen dabei: Auch diese menschliche Gebetsanrede Jesu “Unser Vater” stammt aus einer ganz spezifischen, patriarchalisch geprägten Zeit, die nicht so “korrekt” war wie die unsere. Aber weder damals war damit gemeint noch kann heute damit gemeint sein, dass Gott männlich sei. Nein, es heisst einfach: Gott redet uns an, wie ein Vater, wie eine Mutter! Und ganz offen bekennen will ich noch etwas Zweites: Ich tue es nicht, weil heute nach meiner Empfindung bei “Unserer Mutter” oft ideologische Dinge mitschwingen, Muttergöttinnen und Ähnliches, die ich nicht in den Mund nehmen möchte. Vielleicht ändert sich das mit der Zeit...

Aber wichtiger als meine persönliche Stellungnahme ist dies: Wenn es heisst: Unser Vater im Himmel, *geheiligt werde Dein Name* – dann sind beide, das von der “Bibel in gerechter Sprache” wie das von mir hier formulierte Anliegen, gemeinsam umfasst: Gottes Namen ist unaussprechlich, er darf nicht von unserem Streit und unseren Ideologien missbraucht, entheiligt werden: Gottes Göttlichkeit bewährt sich darin, dass wir uns von ihm ansprechen lassen – und dann, wie Luther sagt, werden sich unsere Herzen “durch solch mündliches Sprechen erwärmen (erweitern, befreit werden) und zu sich selbst kommen”.

“Beten heisst wünschen, nur feuriger” – sagt der Dichter Jean Paul. Geheiligt werde dein Name – wir sollten das so feurig wie möglich wünschen, dass Gottes Name von uns heilig gehalten wird, dass wir keine männlichen Phantasien und keine weiblichen Phantasien damit verbinden. Einfach deshalb, weil sonst die Aufmerksamkeit auf das göttliche Gegenüber, das uns anspricht, das uns befreit, das uns in Christus versöhnt, verstellt ist mit unserem Tagesstreit.

Diese so klare und einfache Anrede Jesu, sie ist das Eingangstor – das erste Tor zu den weiteren Bitten, die ebenso einfach und fundamental für unsere geistige Orientierung sind: Die Bitte und das Hoffen auf Gottes gewaltlose Herrschaft. Auf eine Welt, in der sein Wille, nicht unser Wille geschieht, im Himmel wie auf Erden. Die Bitte um das tägliche Brot für alle Menschen, nicht nur für uns selber. Die Bitte um Vergebung unserer Schuld, und die Bereitschaft, selber zu vergeben. Die Bitte, dass wir der Faszination des Bösen nicht erliegen – denn Böses hat so unendlich viele und harmlos aussehende Formen, ohne dass wir es gleich als solches erkennen. Und dann am Schluss der Lobpreis, der über Gottes Präsenz und Kraft und ewige Herrlichkeit jubelt. Diese Bitten wollen wir an den kommenden Sonntagen zu verstehen versuchen. Diese Bitten buchstabieren alle den Wunsch, dass wir in den wesentlichen Dingen unseres Lebens Klarheit und Orientierung gewinnen. Luther sagt es in seinem Wort an den Barbiermeister Peter ganz wunderbar: “Denn noch heute sauge ich am Vaterunser wie ein Kind, trinke und esse von ihm wie ein alter Mensch, kann seiner nicht satt werden.” Amen – und das heisst: ja, so sei es!



FRAUMÜNSTER – PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter
26. August 2007

Dein Reich komme

Unser Vater im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe,

wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute,

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen,

Denn Dein ist das Reich und die Kraft

und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

Matthäusevangelium Kap. 6.9-13

Liebe Gemeinde

Beten ist “die von jeder Beimischung ganz und gar gereinigte Aufmerksamkeit” – am letzten Sonntag haben wir diesen Satz der Religionsphilosophin Simone Weil aufgegriffen, weil er uns bei der Überwindung störender Vorstellungen übers Beten hilft: Ungeteilte Aufmerksamkeit, sich öffnen, hören wollen; einen Prozess geistiger Klärung bei sich geschehen lassen, und ablegen können, was uns von Gott trennt; das dämpfen, was unser kleines eigenes Ich dazwischen redet – so haben wir Simone Weils erhellende Beschreibung verstanden.

Diese trifft sich mit Martin Luthers Einführung ins “einfältige” Beten. Also keine zwanghafte Anstrengung, aber auch keine mechanischen Gebetsmühlen, keine formelhafte Wortmagie, sondern wirklich die praktizierte Gewissheit, dass Gott ein Gegenüber ist, dass er “spricht”. Diese Grundhaltung fanden wir in der so einfachen, direkten Anrede “Unser Vater”, und in der ersten Bitte: “geheiligt werde dein Name”.

Aber eben nicht nur spricht, sondern auch handelt und “herrschen” will: *Dein Reich komme*, mit dieser zweiten Bitte wird nochmals sehr deutlich, dass es sich beim Beten nicht um philosophische Gedanken handelt. Sondern darum, dass wir unsere ganze Aufmerksamkeit, unser ganzes Leben auf Gott aus-

richten, der etwas mit dieser Welt vorhat. Wenn Du um etwas wirklich bittest, so lässt Du Dich auf das ein, worum Du bittest. Deshalb wollen wir uns fragen: Worauf wollen wir uns denn einlassen?

“Dein Reich komme” – die Hoffnung auf ein Friedensreich, in dem Gottes Gebote beachtet und befolgt werden, ist eine Sehnsucht, welche Judentum und Christentum verbindet, die tiefste Hoffnung, die durch die Geschichte hindurch immer wieder aufleuchtet in einer von Krieg und Ungerechtigkeit gezeichneten Welt. Sie hat viele Menschen vor politischem Zynismus bewahrt. Aber es ist auch eine missbrauchte und deshalb belastete Vorstellung: Denn diese Verbindungen von Religion und Politik in allen theokratischen Formen waren ja nie Herrschaft Gottes, sondern immer Priesterherrschaft, oder eine Herrschaft mithilfe von Priestern. Und das ist nie gut herausgekommen.

Und dann die Extreme des Reichsgedankens: Ein tausendjähriges Reich wollten die Nationalsozialisten schaffen, sie knüpften unverkennbar an alte religiöse Hoffnungen an. Sie haben die Welt mit Raub und Mord verwüstet. Desgleichen wollte der Kommunismus mit der hochmoralischen Utopie von einer klassenlosen, gerechten Gesellschaft die Welt vom Egoismus befreien, sie wollten sozusagen das Gottesreich hier auf Erden realisieren: ein Reich des Friedens und der Menschlichkeit schaffen – und daraus ist ein ebenso schreckliches Terrorregime der Welt entstanden. Auch das “british empire” ist belastet von der offensichtlichen, schamlosen Ausbeutung, die mit Kolonialismus und Imperialismus verbunden war. Und wenn Präsident Georg Bush mit der Idee zweier Reiche, dem Reich des Bösen und dem Reich des Guten operiert, und dabei selbstverständlich sich auf der Seite des Guten sieht, so schrickt man zusammen und sagt sich: Nur keine Verbindungen mehr von politischen und religiösen Ideen. Die Gestaltung unserer politischen Ordnung ist Sache menschlicher Entscheidung und Urteilskraft. Deshalb ist es gut, dass sich in komplexen Gestaltungsfragen niemand auf einen für andere völlig unzugänglichen, ihm vielleicht unverständlichen Gotteswillen berufen darf. Wer kennt den schon den Willen Gottes im Detail? Er muss vernünftig einsichtig machen, weshalb dieses Gesetz oder jene Regierungsentscheidung gut und gerecht sind. Und tatsächlich ist die Trennung von Kirche und Staat, von Religion und Politik ein Segen, die gerade auch von uns christlichen Kirchen verteidigt werden sollte.

Und doch bildet genau die Hoffnung auf Gottes Herrschaft den Kern der Predigt von Jesus. Wir dürfen deshalb nicht zulassen, dass nun der Glaube nur noch eine völlig innerliche, unpolitische Sache unserer Seelen sein soll: Siehe, das Reich Gottes ist nahe herbei gekommen! So fasst das Markusevangelium und ausführlicher das Matthäusevangelium die Botschaft zusammen, mit der Jesus in Galiläa aufgetreten ist – wohlgemerkt, nachdem er den Versuchungen widerstanden hat. Die letzte der Versuchungen, der verführerischen, diabolischen Angebote an Jesus lautete: Alle Reiche der Welt werde er bekommen,

wenn er sich vor dem Satan niederwerfe, und das heisst: wenn er das Prinzip reiner Macht anbetete... Was Jesus ablehnt. Dann aber spricht er von der *Basileia tou Theou*, von der Gottesherrschaft, von einer ganz nahen Wirklichkeit, in der Gottes Friede, seine Gerechtigkeit, seine Macht sich durchsetzen.

Aber nun müssen wir ganz genau hinhören, wie Jesus von der *Basileia tou Theou* spricht, von der Weise, wie Gott wirken und herrschen will! Er spricht nämlich in eine Welt hinein, die von ganz unterschiedlichen Erwartungen erfüllt war: Da waren die Zeloten, religiöse Freiheitskämpfer, welche die Römer mit Gewalt vertreiben und ein Gottesreich in Israel aufrichten wollten – man ist ein wenig an die Taliban erinnert. Dann waren jene, die in der Globalisierung des römischen Reiches, wenn man so sagen darf, trotz aller Steuern und Ungerechtigkeiten, doch auch Elemente einer Friedensordnung sehen wollten. Und dann waren wieder andere, die ein völlig jenseitiges Reich erhofften, das gar nichts mit dieser Welt zu tun hatte, das direkt von Gott her kommen würde – eine apokalyptische Vision von einer völligen Neuschöpfung der Welt durch Gott, einer übernatürlichen Bereinigung... Und wer die extremen politischen Pole unserer heutigen Welt anschaut, hat in etwa denselben Fächer von Hoffnung und politisch-religiösen Ansichten vor sich.

Wenn wir genau hinhören, wie Jesus über Gottes Wirken und seine Wirkung in der Welt spricht, so müssen wir die *Gleichnisse* lesen – sie reden fast ausnahmslos vom Gottesreich: Und nun brauche ich nur einige dieser wunderbaren Gleichnisse anzutippen, um verständlich zu machen: Die Herrschaft, das Wirken Gottes ist nach ihnen durchaus keine Theokratie. Es ist überraschend und anders, ist feiner und kräftiger, ist leiser und doch symphonischer, ist gewaltlos und doch mächtiger, ist bescheidener und doch überzeugender als jede weltliche Machtdemonstration – weil dieses Wirken auf der Liebe aufbaut: Das Gleichnis vom winzigen Senfkorn, aus dem ein prächtiger Baum wird, spricht von der Kraft des Geistes, von der Kraft des Wortes, wenn es heilsames und gutes Wort ist. Wenn Du diesem Samen traust, ihn einpflanzt, ein wenig Wasser dazu gibst, dann wird daraus Grosses werden. Das Gleichnis vom Unkraut und dem Weizen spricht darüber, wie man mit den ungenügenden, in unseren Augen schädlichen und destruktiven Tendenzen in unserer Mitte umgehen sollte. Nicht so, wie Theokraten das immer getan haben und wie auch wir immer versucht sind, es zu tun – dass wir nämlich gleich den Notstand ausrufen, Bestrafung und Sanktionen fordern, eine Moral und Gesinnungspolizei einsetzen wollen: Nein, sagt das Gleichnis, bei der Ernte sortiert sich das, was nur Unkraut war, was negativ war, von selber aus. Konzentrieren wir uns darauf, dass wir selber Frucht bringen, und fixieren wir uns nicht auf das Böse, als sei es die geheime Weltmacht... Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg spricht von der Gerechtigkeit Gottes, die jedem einzelnen Menschen gegenüber gerecht werden will – wo und wann und wie spät er auch verstanden haben mag, dass er in seinem Leben zur Mitarbeit an etwas aufgerufen ist, was grösser und beständi-

ger und menschlicher ist als sein Bankkonto. Und dann eben immer wieder-Gleichnisse, die von Schuld und Vergebung, von Streit und Versöhnung sprechen – weil dies eine der Hauptursachen der Vergiftung des Menschlichen und der Verschleppung menschlicher Konflikte ist: Dass wir so schwer nur vergeben können – obwohl wir doch selbst, bei Lichte betrachtet, alle der Vergebung bedürfen und von dieser leben. Schliesslich ist das Gleichnis vom Schatz im Acker die kürzeste Geschichte von dem, was die Hoffnung, die Sehnsucht nach dem Gottesreich auslösen kann: Wenn man einmal begriffen hat, dass hier der Schatz liegt, dann verkauft man anderes, um diesen Schatz zu bekommen. Und so lese und bete ich die zweite Bitte des Unser Vaters – als ein antizynisches Heilmittel, das uns täglich die Augen öffnen will, unsere Aufmerksamkeit dafür schärft, wie vielfältig die Möglichkeiten Gottes sind, wenn wir sie bei uns nur zulassen: Wer „Dein Reich komme!“ betet, der lässt sich drauf ein: nimm uns, grosse Gott, hinein in diese machtvolle Bewegung.

Der Schriftsteller Antoine de St. Exupéry hat die Intention, den Funken, das Licht, das aus Jesu Worten über Gottes Herrschaft spricht, auf eine eindrückliche Weise formuliert (ich habe diesen Text vor etwas mehr als 2 ½ Jahren schon einmal zitiert): „Wenn Du ein Schiff bauen willst“, so sagt er, „so trommle nicht Leute zusammen, um Holz zu beschaffen, Werkzeuge vorzubereiten, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern wecke in ihnen die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.“ Um diese Sehnsucht geht es, eine Sehnsucht und ein Vertrauen, dass unsere Welt eine Zukunft hat, dass wir die von uns selbstgeschaffenen Probleme mit etwas weniger Zynismus anpacken und viele unheilvolle Prozesse drehen könnten!

Wer sich auf Gottes friedliche Herrschaft konzentriert, der wird dann, wenn die Sehnsucht nach dem weiten Meer in ihm wirklich wach geworden ist, sich durchaus überlegen, mit wem er dieses Schiff bauen will, wo gute Materialien zu finden sind, wer welche Aufgabe am besten erledigen könnte und was er selbst dazu beitragen kann. Denken wir, um nur zwei knappe Hinweise zu geben, dabei an zwei Hauptprobleme: an die unglaubliche Verschleuderung unersetzbarer Ressourcen, und die klimatischen Folgen dieser Verschwendung. Und denken wir an die Konflikte der Kulturen und Religionen, die von Scharfmachern beider Seiten dazu benützt werden, um Situationen zu schaffen, in denen nur noch Krieg und keine Versöhnung mehr möglich ist. Dabei könnte jeder einzelne, der dieses Gebet „Dein Reich komme“ betet und ernstnimmt, täglich an seinem Ort diese „Gottesreichsarbeit“ leisten, Gottes herrschaftslose Herrschaft fördern.

Ein Spruch Rabbi Tarphons, der in den Mischnah Abboth (den „Sprüchen der Väter“) überliefert ist, sagt es mit einer erstaunlichen Direktheit: „Der Tag ist kurz, die Arbeit gross, die Arbeiter sind träge. Doch der Lohn ist hoch, und der Hausherr drängt. Es ist nicht deine Aufgabe, das Werk zu vollenden, aber es steht dir auch nicht frei, dich ihm zu entziehen.“ Amen.



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter
2. September 2007

Dein Wille geschehe

*Unser Vater im Himmel.
Geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.*

***Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.***

*Unser tägliches Brot gib uns heute,
Und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen,
Denn Dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.*

Matthäusevangelium Kap. 6.9-13

Liebe Gemeinde

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden - diesen kurzen Satz kann man auf sehr verschiedene Weise beten: Es kann ein heller, inniger Satz sein, in dem sich die volle, ungetrübte Aufmerksamkeit für Gott und sein Wirken verbindet mit einer dankbaren Zustimmung: Dann antworten wir als freie Geschöpfe dem Schöpfer mit dieser Bitte und diesem Wunsch, mit dem wir in seinen Willen einstimmen.

Es kann aber auch ein dunkler, schwerer Satz sein, den man sich abringen muss, der einem nicht über die Lippen will – dann nämlich, wenn man unter einem Schicksalsschlag leidet und sich fragt, ob das, was geschieht, nun wirklich Gottes Wille sei und nicht vielmehr ein dunkler Albtraum. Oder – schlimmer – wenn man fürchtet, dass Gottes Wille selbst so dunkel und schwer ist, dass dieser Wunsch uns nicht aus dem Herzen kommen mag. Aber gibt es das wirklich, neben dem hellen auch einen – dunklen Willen Gottes?

Einigen werden wir uns wahrscheinlich, dass es einen hellen Willen Gottes gibt. Einen Willen des Schöpfers, der aus dem Chaos einen Kosmos hervorbringt, der wirklich *Schöpfung* ist, eine Vielfalt, in der Ordnungsstrukturen und Schönheit sichtbar sind, in der es Rhythmus und Zusammenklang, Schönheit und Symphonie gibt. Einige unter Ihnen haben wahrscheinlich vom vorletzten

Orgelkonzert noch den kurzen Text von Carl Zuckmayer im Ohr, welcher Alex Hug zu einer Komposition inspiriert hat – nämlich die Beschreibung des Glücks beim Anblick der Mischabel-Bergkette in Saas-Fee. Zuckmayer spricht von einem Anblick, wie ihm „nie und nirgends“ begegnet sei: „Gewaltiger silbriger Rahmen, im Halbrund geschlossen, nach Süden von Schneegipfeln in einer Anordnung von unerklärlicher Harmonie, nach Westen von einer Kette gotischer Kathedralentürme“ umgeben. Das ist Psalmenton, Staunen und Dankbarkeit. Und vielleicht sollten wir von den biblischen Psalmenbetern wieder etwas von dieser Freude an Gottes schöpferischem Willen und an seiner guten Schöpfung lernen, bevor es zu spät ist!

Der Psalm 8 etwa spricht dankbar von dieser Ordnung – und wundert sich darüber, dass der ewige Schöpfer sich uns vergänglichen Menschen zuwendet: *„Wenn ich deinen Himmel sehe, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du hingesezt hast, was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst.“*

Asu diesem Gefühl kommt auch das Staunen, das im Hiobbuch zu hören ist, dann nämlich, wenn Gott in dieser Dichtung den verduztten Hiob fragt: *Wo warst du, als ich die Erde gegründet habe? / Rede, wenn du es weisst! / Wer hat ihre Masse bestimmt? Weisst du es? / Und wer hat die Messschnur über sie gespannt? / Wo sind ihre Pfeiler eingesenkt, / und wer hat ihren Eckstein gelegt, / als alle Morgensterne jauchzten / und alle Götter jubelten? / Und wer hat das Meer mit Toren verschlossen, / als es hervorbrach aus dem Mutterschoss? / Ich habe ihm Gewölk als Kleid gegeben / und dunkle Wolken als Windeln. / Ich habe ihm ein Becken gegraben / und ihm Tor und Riegel gegeben. / Und ich habe gesagt: Bis hierher und nicht weiter! / Hier müssen deine stolzen Wogen sich legen.*

Es ist ein Staunen, das nicht abnimmt, wenn man die poetische und vielleicht manchmal kindlich anmutende Rede von Gottes Händen und jauchzenden Morgensternen mit der stillen Ergriffenheit des Naturwissenschaftlers vertauscht, des Forschers, der über Naturgesetze staunt, die in den unvorstellbaren Weiten des Kosmos ebenso wie in den Mikrostrukturen des Lebens herrschen. So konnte Albert Einstein seine Religiosität als ein „verzücktes Staunen über die Harmonie der Naturgesetzlichkeit“ beschreiben, in welcher sich eine „überlegene Vernunft“ offenbare. Dein Wille geschehe!, das ist eine dankbare Zustimmung zu diesen Ordnungen in allen Dimensionen der Natur.

In diesem Staunen über natürliche Ordnungen und in dieser Zustimmung liegt *eine* Quelle biblischer Religiosität – wir finden sie in der Weisheitsliteratur des Alten Testaments. Darüber wird eine Gruppe aus unserer Gemeinde von heute Nachmittag an eine Woche lang im appenzellischen Heiden nachdenken: Weisheit im Alten und Neuen Testament ist unser Thema. In dieser biblischen Weisheit wird neben den natürlichen Ordnungen auch die Freude und Wertschätzung menschlicher Ordnungen angesprochen, ein in Sprichwörtern gesammeltes Erfahrungswissen, wie man miteinander umgehen soll, worauf es im

Leben zu achten gilt, wie man ein offenes Gesicht und festes Herz gewinnt. Das ist eine Alltagsethik im Kleinen. Kein mächtiges „Du sollst“ vom Berg Sinai her, sondern die Kleinmünze der menschlichen Moralität von Tag zu Tag, die vom Vergleich, von Erfahrungen leben und in Sprichwörtern tradiert wird: *Mancher Schwätzer verletzt wie ein Schwert, die Zunge der Weisen aber bringt Heilung* heisst es hier etwa, oder: *Besser wenig mit Gerechtigkeit, als reichen Ertrag mit Unrecht.*

Hier fließt also die Wahrnehmung einer Ordnung im Grossen, in der Natur, mit der Wahrnehmung an der Ordnung im Kleinen, im menschlichen Bereich zusammen. Gottes Wille ist Gesetz im Grossen, aber sein Wille sind auch die Weisungen und Gebote im Kleinen, die zum Leben helfen. Und deshalb der Ausdruck der Freude an den lebensschützenden Geboten. Am schönsten ist dies im Psalm 40 ausgedrückt: *Deinen Willen zu tun, mein Gott, ist mir eine Lust / und deine Weisung trage ich im Herzen.* Und so wäre denn das tägliche Gebet *Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden* der tiefe Wunsch nach dem Einklang mit den Ordnungen und Geboten Gottes in Natur und Menschenwelt, getragen von der Gewissheit: Wenn ich nach diesen Ordnungen lebe, dann werde ich ein besseres Leben haben. Wenn – dann.

Aber was, wenn die Freude und Sicherheit, dass aus einem *gerechten* auch ein *gutes* Leben folge, dass Gesundheit und Glück mit dem Glauben einhergehen – wenn diese weisheitliche Gewissheit durch Schicksalsschläge, durch Leiden und Unglück erschüttert werden? Wenn uns nahe Menschen, die ein vorbildliches, eindrückliches Leben führen, das von Unbestechlichkeit, von Gerechtigkeit und Menschlichkeit geprägt ist, plötzlich von Schicksalsschlägen getroffen werden? Was dann? Können wir dann noch sprechen: *Dein Wille geschehe?* Oder sprechen wir nur von Gottes Willen, wenn die Sonne scheint und das Glück uns zulacht? Weichen wir bei dunklen Erfahrungen, wie ich es selbst vorhin getan habe, auf die Worte „Schicksal“ und „Unglück“ aus?

Ich komme gerade aus Berlin zurück, wo ich gestern eine 42-jährige Freundin beerdigen musste. Ein mutige Frau, die kompromisslos für die Kunst gelebt hat. Sie war Dokumentarfilmerin und Opernregisseurin. Sie hat sich lange Zeit mit Nebenjobs über Wasser gehalten, mit schlecht bezahlter Arbeit hier und dort, mit bewundernswürdigem Willen und Verzicht auf Ruhe und Sicherheit, um ihre künstlerische Arbeit machen zu können. Eine Arbeit, die viel mit Wahrheitssuche und Spiritualität zu tun hatte. Sie wollte nicht nur unterhalten, sondern das Menschliche in seiner Tiefe ergründen, gerade auch dort, wo es schwierig wurde. Letzten Winter hat sie ein Projekt mit Gefängnisinsassinnen realisiert – Theaterkunst und Musik eben nicht nur für Menschen, denen es ohnehin gut geht, sondern für Menschen an den Rändern des Lebens, schwierige, unglückliche Menschen. Diese Freundin wollte in einem menschlichen Sinne radikale Kunst machen, die sich exponiert. Vor fünf Wochen war sie noch voller Arbeitskraft und Ideen, wollte als Regisseurin eben in Nürnberg eine neue Oper inszenieren, als ein dumpfes Gefühl im rechten Bein und Sprach-

schwierigkeiten auftraten. Zwei Tage später lautete die Diagnose: Gehirntumor, inoperabel. Der Tumor wuchs so aggressiv, dass sie vier Wochen später, vorletzte Woche, verstarb.

Diese Freundin hatte in der letzten Zeit sehr viel Simone Weil gelesen, und besonders die Auslegung des *Unser Vater*-Gebetes durch diese Religionsphilosophin. Bei der Auslegung der dritten Bitte, die uns heute beschäftigt, schreibt Simone Weil, dass wir für das *Vergangene* des Willens Gottes unbedingt, ja unfehlbar gewiss seien – denn alles, was geschehe, geschehe mit dem Wissen und Willen Gottes, des Allmächtigen. Und auch was die Zukunft betreffe, erbitte man schliesslich die Übereinstimmung mit dem, was sich dann ereignet haben werde. “Man soll begehren, dass alles, was geschehen ist, geschehen sei, und nichts anders.”

Ich will gestehen, dass sich in mir fast alles sträubt gegen diese Auslegung, Denn wir beten darum, Gottes Wille möge geschehen, weil es – offensichtlich im Himmel, aber sicherlich auf Erden - Dinge gibt, die dem göttlichen Willen nicht entsprechen. Wir beten es, weil wir zutiefst überzeugt sind, dass Gottes Wille nicht ein Zerstörungswille ist, sondern ein Wille zur Liebe und zur Versöhnung. Denn sonst würden wir zustimmen zu einer Welt, die zwar Gottes Schöpfung, aber eben seine von ihm entfremdete und zerrissene Schöpfung ist. Wie sollten wir in diese Zerrissenheit selbst einstimmen? Das wäre für mich eine Art Fatalismus, eine Form von Resignation, wenn man das Weltgeschehen und auch persönliche Schicksalsschläge so direkt auf Gottes Willen beziehen würde.

Wenn Christus in nächtlichen Gebet in Getsemane – vor der Gefangennahme – die Worte spricht: *Vater, wenn du willst, lass diesen Kelch an mir vorübergehen. Doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe*, so ist das nach christlicher Überzeugung *nicht* eine Zustimmung zur schrecklichen Realität, und nicht eine resignative Zustimmung zum grausamen und verblendeten Willen derer, die ihn verfolgen. Es ist eine Zustimmung zum tiefen Mysterium, dass Gott selbst in diesem Menschen die Zerrissenheit, die Sünde, die Gewaltbereitschaft der Welt auf sich nimmt, um die Gewalt, die Sünde, die Zerrissenheit zu überwinden. Es ist die tiefste Überzeugung des christlichen Glaubens, dass Gott selbst dem Karfreitag dieser Welt nicht ausgewichen ist, damit es einen österlichen Morgen gebe.

Die verstorbene Freundin selbst hat Trost darin gefunden, dass von diesem in unsere Welt hineinwirkenden hellen Willen Gottes die Rede ist, aber *zugleich* die Rede von einem in der *ganz anderen* Dimension des Himmels wirkenden Willen: *Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.*

Das war nicht naiv bei ihr, sondern eine ganz tiefe Gewissheit, dass es eine Ewigkeit Gottes gibt, in der sein guter Wille diese Versöhnung vollenden wird, in der das Fragment, das jedes menschliche, geschöpfliche Leben ist, zu einem Ganzen werden kann. Es gibt keine dunklen Willen Gottes, auch wenn es Schmerz und Trauer gibt. Das gab ihr die Kraft, die letzten Tage mit festem Herzen, ja mit Heiterkeit zu leben.

Amen.



FRAUMÜNSTER – PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

16. September 2007 , Dank- Buss- und Betttag

Das tägliche Brot

Unser Vater im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe,

wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute,

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen,

Denn Dein ist das Reich und die Kraft

und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

Matthäusevangelium Kap. 6.9-13

Liebe Gemeinde

Das Gebet Christi für alle Christen ist trotz seiner Kürze ein Text von unglaublich weitem Horizont, es öffnet mit jeder Bitte eine neue Dimension des Menschlichen. Beim Beten des „Unser Vaters“, sagt Martin Luther, kämen ihm oftmals bei einer einzigen Bitte so viele tiefe und reiche Gedanken, dass er alle sechs anderen Bitten anstehen lasse und nur bei dieser *einen* Bitte verweile. Und fügt dann an: „Denn da predigt der Heilige Geist selbst“. Und mögen auch *unsere* geistigen Instrumente nicht so viele Saiten und Register haben wie dasjenige Luthers, so ist es uns doch in den vorigen Gottesdiensten ähnlich ergangen: Welche Erweiterung unseres Horizontes mit jeder Bitte!

Wenn Gebet wirklich „die von jeder Beimischung ganz und gar gereinigte Aufmerksamkeit ist“ (Simone Weil), so ist schon die Gebetsanrede das Tor zu einer Schule der Wahrnehmung grundlegender Existenz-Dimensionen, der Wahrnehmung Gottes als eines Vaters, eines Gegenübers, so wie es uns Eltern schon vor dem ersten Atemzug sind. Und damit wird deutlich: Als Betende sind wir, die wir sprechen, immer schon die Angesprochenen, die von Gott Angenommenen und Wahrgenommenen.

Um deutlich zu machen, was ich damit meine, die folgende kleine Anekdote. Sie ist mir kürzlich als Lesefrucht zugefallen: Der Graf Henri de Saint-Simon (1. Hälfte 19. Jhts.), ein früher Soziologe, Technik-Utopist und Stifter einer wissenschaftsgläubigen Neureligion („nouveau christianisme“), habe sich jeden Morgen von seinem Diener mit den Worten habe aufwecken lassen: „L’ univers vous attend“! „Das Universum wartet

auf dich!“ Was gibt es für ein stärkeres Tonikum als eine solche Powerformel? Nur – wer im Ernst glaubt wirklich, das ganze Universum mit allen Galaxien und Sternnebeln würde auf einen Henri de Saint-Simon warten? Darauf warten, dass er bald die Socken anziehen und ein paar vorlaute Worte über die Zukunft der Zivilisation sprechen möge?! Irgendwie ist das rührend hilflos und komisch zugleich. Ein solches Tonikum braucht nur der, der insgeheim befürchtet, dass er vielleicht schon bald unbeachtet, bedeutungslos und vergessen aus diesem Universum verschwinden wird und deshalb nicht so richtig aus dem Bett steigen mag...

Wie anders die Bitte des Geschöpfes, das seinen ihm überlegenen Schöpfer ansprechen darf, weil Gott jeden Menschen zuvor schon angesprochen hat. Welch ein Sinn für Proportionen, für die richtigen Grössenverhältnisse! Gott im Himmel wartet nicht auf den Menschen, und doch lässt er sich von ihm ansprechen. Dieser erste Teil des „Unser Vaters“ ist alles Einübung der Aufmerksamkeit, der Wahrnehmung Gottes, seines Namens, Wirkens und Willens. Welche Klarheit und Klärung strömt aus den drei Bitten: *Geheiligt werde Dein Name, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe!*

Nach diesem intensiven dreimaligen „Dein“ wendet sich die Blickrichtung des Gebetes. Es wendet sich zu einem vielmaligen „unser“, es wendet sich unserer Selbstwahrnehmung zu und beginnt beim Elementaren, *unserem* täglichen *Brot*, – und dann geht es in die Tiefen des Menschlichen: *unsere Schuld* und die *Vergebung* kommen in den Blick, *unsere Versuchungen*, *unsere Erlösung* von dem *Bösen*... Dieses aber verliert – wie der strahlende Schluss, die Doxologie, zeigt – vor dem Horizont der so andersartigen göttlichen Herrschaft und Kraft, der göttlichen Herrlichkeit und Ewigkeit ihre bedrohliche Macht.

„Unser tägliches Brot gib uns heute“ - das mag zuerst fast ernüchternd prosaisch klingen. Ist diese Bitte nicht zu schlicht und etwas weltfremd? Gibt es denn nicht eine hochtechnisierte Landwirtschaft und Nahrungsmittelindustrie, gibt es nicht Brotfabriken? Was soll mit dieser Bitte gemeint sein? Ist das realitätsblinde religiöse Romantik?

Durchaus nicht, liebe Gemeinde – diese Bitte formuliert die Erkenntnis, die aus den ersten drei Bitten gewonnen wurde, mit dem an ihnen geschärften Sinn für Proportionen. Es ist eine demütige, tiefe Wahrnehmung der Grundbedingungen alles Lebendigen: Ohne Nahrung können wir nicht sein. Das zeigt unsere tiefe Abhängigkeit. Wer diese Bitte wirklich mit voller Aufmerksamkeit betet, der vergisst alle grotesken Anwendungen von Grössenwahn wie jene des Grafen Saint-Simon schnell und gründlich: Mit der Bitte um das tägliche Brot erkennen wir uns als Wesen, die aus unendlich vielen kleinen biologischen Bausteinen zusammengesetzt sind, Lebewesen, die täglich neue Nahrung, neue Zufuhr brauchen. Alles, was unseren Körper so fest und straff, unsere Knochen so stabil und unsere Muskeln spannungskräftig aussehen lässt – was wir mit grossem Stolz vor den Spiegel tragen und auf dem Paradeplatz paradieren lassen, all das baut auf *Leihgaben*, ohne die wir nicht sein können. Täglich leihen wir uns neue Grundstoffe aus, führen sie uns hastig oder genüsslich zu, am Esstisch zuhause, am Imbissstand, beim Sprüngli oder in Hiltls Vegi-Restaurant... Die Bitte um das tägliche Brot erinnert uns daran, dass diese Leihgaben nicht einfach selbstverständlich

sind, dass sie zu unseren prekären Existenzbedingungen gehören. Wer diese Bitte wirklich beten kann, der hat etwas Grundlegendes über sich gelernt, und das wird ihn menschlich machen.

Nun könnten wir die Kammern des Tiefsinns durchwandern, was mit dem Ausdruck „täglich“ genau gemeint sei. Das griechische Wort „epiousios“ ist tatsächlich vielschichtig, und die Kirchenväter haben aus diesem Wörtlein manchen Geistesfunken geschlagen, der bis in die sublimste Deutung der Eucharistie, des Abendmahls, hineinreicht. Vermutlich ist die Grundbedeutung schlicht: das für jeden Tag notwendige Brot, die Existenzsicherung. *Täglich* heisst dann nicht die Routine, sondern das von Tag zu Tag immer wieder Nötige.

Wir feiern heute den eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag, einen nicht eigentlich kirchlichen, sondern von unseren politischen Behörden im 19. Jahrhundert erst eingesetzten nationalreligiösen Feiertag. Am heutigen Tag sollen wir uns, jenseits und unabhängig von unseren konfessionellen, religiösen, politischen und sozialen Bekenntnissen besinnen auf das, was uns verbindet, jene Grundlagen des Lebens und Zusammenlebens, die wir teilen und wofür wir dankbar sein sollen, besinnen auch auf das, was wir durch Unvernunft gefährden. Und dazu passt unsere Bitte wie keine andere, liebe Gemeinde: Zuerst einmal beten wir nicht „Gib mir *mein* täglich Brot“, sondern realistischer „*Unser* tägliches Brot gib uns heute“. Das ruft uns in Erinnerung, wie sehr wir nur gemeinsam unsere Existenzbedingungen sichern können – auch wenn unser gegenwärtiges System uns darin bestärkt, nur den eigenen, kurzfristigen Nutzen zu suchen.

Die diesjährige Bettags-Botschaft des Kirchenrates legt den Akzent zu Recht auf die gemeinsame Verantwortung gegenüber der Natur, auf das, was man mit dem Begriff „Bewahrung der Schöpfung“ fasst. Er erinnert daran, wie jetzt, spät genug, ein allgemeines Erwachen angesichts des Klimawandels stattfindet. Mögen auch nicht alle kausalen Zusammenhänge wissenschaftlich bewiesen sein, so ist doch deutlich, ausser vielleicht für einige Unbelehrbare und Idioten, wie sehr wir mit unserer Verbrennungskultur, mit unserem Heiz- und Kühlwahn und unserer Übermotorisierung an diesen Prozessen beteiligt sind.

Unsere Gebetsbitte passt ausgezeichnet zu diesem Tag der Besinnung: Denn *wir* verhalten uns grossmehrheitlich so wie der edle Graf de Saint-Simon: Wir sagen's uns selbst oder lassen's uns allmorgendlich einflüstern, das ganze Universum warte auf uns, warte darauf, unsere Emissionen und unseren Abfall zu verdauen... Das Gebet erinnert uns an eine andere Realität: Alles, was wir körperlich und geistig sind, ist aus diesen kleinen Leihgaben der geschöpflichen Natur zusammengesetzt. Täglich nehmen wir kleine Baustoffe und natürliche Energien auf – ein eindrücklicher Kreislauf, ein Metabolismus von Geben und Nehmen, ein höchst komplexes, aber eben auch anfälliges System natürlicher Prozesse. Die Bitte um das tägliche Brot erinnert uns an diese natürlichen Zusammenhänge. Wenn wir in unserem Sicherheits- und Abwehrwahn unbedacht und zuviel mit Antibiotika und langwirkenden Giften hantieren, werden wir diese Mittel irgendwann in unseren Körpern wieder finden, angereichert über lange Nahrungsketten; dann aber bilden sich Resistenzen, die unsere Medikamente unwirk-

sam machen. Und wenn wir alle unsere Verbrennungshitze in die Atmosphäre hinausblasen, dann werden wir statt warmen Winden Stürme ernten.

Martin Luther hat in seinem Katechismus die Brotbitte zu Recht sehr weit gefasst – und damit die Dimensionen dieser Bitte verdeutlicht: „Denn wenn du täglich Brot nennst und bittest“, sagt er, „so bittest du alles, was dazugehört, das tägliche Brot zu haben und genießen“. Das sei mehr als nur der eigene „Backofen oder Mehlkasten“, sondern alles, was Gott auf der Erde Frucht tragen und wachsen lasse... Und dann weitet er die Perspektive auf alles zum Leben Notwendige: „Nun gehört nicht allein zum Leben, dass unser Leib sein Futter und Decke und andere Notdurft habe, sondern auch, dass wir unter den Leuten, mit welchen wir leben und umgehen in täglichem Handel und Wandel und allerlei Wesen, mit Ruhe und Frieden hinkommen.“ Für Luther ist es schlicht alles, was auch wir einem eidgenössischen Betttag bedenken sollten, „alles, was beide, häusliches und nachbarliches oder bürgerliches Wesen und Regiment“ anbelangt.

Die Perspektive des Unser Vater-Gebetes ist keine Moralpredigt, auch keine Öko-Moralpredigt. Aber unser Gebet schärft die Wahrnehmung und das Ernstnehmen der Grundbedingungen, die wir Menschen mit allem Lebendigen teilen. Wer sich im Gebet daran erinnern lässt – der wird verwandelt, er wird erneuert, ein spiritueller Metabolismus findet hier statt, der Gifte und Illusionen und Selbsttäuschungen ausfiltert – danach sehen wir die richtigen Proportionen wieder. Geben und Nehmen, in den richtigen Proportionen, das ist das grosse Thema unserer Bitte, deshalb gibt es hier kein isoliertes Ich, sondern wirklich nur ein Wir. Und wegen diesem „Wir“ können wir auch nicht die Augen verschliessen vor der erschreckenden Armut vieler Menschen, vor dem Mangel an Grundlegendem, der Menschen in Afrika und Asien verhungern und verdursten lässt. Es ist schlimm, wenn nur schon die Hoffnung, der weltweite Hunger lasse sich besiegen, als Illusion abgetan wird. Sicher wird man über Irrwege der Entwicklungshilfe streiten können, nicht aber darüber, dass Entwicklungsgerechtigkeit notwendig ist, dass wir eine Verantwortung tragen, die nicht an unseren Grenzen halt machen kann. Neben dem ökologischen Umdenken sollten wir an diesem Betttag unsere kalte Einstellung gegenüber dem Elend der Welt überdenken. Frederick Buechner, der christliche Autor und Theologe, hat einen evangelischen Kommentar dazu geschrieben, sinnigerweise unter dem Stichwort „Geiz“: Geiz und Gier, sagt er, gründeten in der mathematischen Binsenwahrheit: „Je mehr man kriegt, desto mehr hat man.“ Der Satz Jesu „Geben ist seliger als Nehmen“ (Apg 20,35) hingegen gründe „in der menschlichen Wahrheit: Je mehr du aus Liebe gibst, desto reicher wirst du selbst.“

Das ist eine Perspektive, die direkt auf das Abendmahl, auf die Mitte unseres Glaubens, hinführt. Hier werden wir an das tiefste Geheimnis des göttlichen Lebens, das aus der Hingabe hervorgeht, erinnert: an den zerbrochenen Leib und das vergossene Blut Jesu. Aber nicht nur daran, sondern auch an die wiederhergestellten Lebensbedingungen im Brot und an das Fest des Lebens, das im Wein symbolisiert ist...

Amen.



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

23. September 2007

Schuld und Vergebung

*Unser Vater im Himmel.
Geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute,
**Und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.**
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen,
Denn Dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.*

Matthäusevangelium Kap. 6.9-13

Liebe Gemeinde

“Zur Freiheit hat uns Christus befreit” – mit diesem prägnanten Satz beginnt das fünfte Kapitel des Galaterbriefes. Das ist mehr als ein Briefkapitelchen-Anfang, Paulus spricht damit den Anfang und den innersten Kern der christlichen Botschaft aus. Er fasst zusammen, was Evangelium meint: nämlich von Gott zur Freiheit berufen und zu einem Leben in menschlicher Freiheit befreit zu sein.

Es ist so wichtig, dass wir Christen diesen Anfang und die strahlende Mitte der christlichen Botschaft selbst im Blick behalten. Denn für viele Menschen, ja leider sogar für viele Christen, ist der christliche Glaube vor allem mit dunklen Worten und Bildern behaftet: Autorität, Gehorsam, Verfehlung, Sünde, Schuld, Busse, Gericht...

Wer aber den christlichen Glauben so versteht, der stellt die Dinge auf den Kopf, er beginnt von hinten und nicht von vorne! Der christliche Glaube sei eine Religion der Freiheit, hat der Philosoph Hegel zurecht gesagt, aber eben, und auch das hat dieser vielgescholtene Philosoph richtig gesehen, eine realistische Religion der Freiheit. Denn Freiheit ist ohne Fehleinschätzungen, Fehlgänge, ohne Irrtümer und Illusionen, und, ja, auch ohne die Freiheit zum Bösen nicht zu haben. Jeder von uns könnte aus seinem Leben passende Geschichten dazu erzählen, über erlebte Freiheit zum Guten wie über gelebte Freiheit zum Bösen. Und damit haben wir das, was man als das Drama der Freiheit bezeichnen kann, und von diesem Drama handelt die Bibel: Sie handelt vom freien Gott und von seinen freien Geschöpfen, von den Geschichten, die aus dieser gelebten Freiheit entstehen: von den Märchen, von den Komödien und eben auch von den Tragödien menschlicher Freiheit. Ganz am Anfang der Bibel steht die Schö-

pfungsgeschichte, die von dem Entschluss des freien Gottes erzählt, der eine Schöpfung und freie Geschöpfe wollte: Nach Gottes Ebenbild seien wir Menschen geschaffen. Und heisst im Tiefsten: freie, verantwortliche Personen... Daraus entwickelt sich menschliche Geschichte in ihren Höhen und Tiefen, in ihren Glanzpunkten und Sternstunden – wer denkt nicht sofort an Bachs und Mozarts Musik, an Botticellis, Vermeers und Klees Bilder, an literarische Meisterwerke und grosse Filme als Geschenke dieser Freiheit?! Aber wer würde bei einem zweiten Blick nicht auch an die Greuel der Geschichte, an die Sklaverei, den Massenmord der Nazis und Stalinisten, an die “killing fields” in Kambodscha und in Ruanda denken? Das ist die dunkle Seite der Freiheit.

Genau deshalb aber kommt im “Unser Vater” gleich nach der vierten Bitte um das tägliche Brot, nach dem Bewusstwerden unserer grundlegenden Existenzbedingungen als Geschöpfe, die auf Nahrung angewiesen sind, nun diese fünfte Bitte um Vergebung: *Vergib uns unsere Schuld wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.*

Das ist kein Ausdruck einer weinerlichen Religion, einer Religion, die unsere Schwäche ins Zentrum stellt – vielmehr ist es Ausdruck einer realistischen Religion: Menschen werden schuldig – und zwar in allen möglichen Graden und Registern, Schuld, die Leben zerstört und Zukunft verunmöglicht. Es beginnt bei ganz naiv dahin gesagten Worten, die jemanden tief verletzen: *Mancher Schwätzer verletzt wie ein Schwert*, sagt das Buch der Sprüche (12.18). Und Schwätzer sind wir alle, schwätzen Worte, die wir später so gerne zwischen unsere Lippen zurückholen und ungesagt machen möchten – aber gesagt ist gesagt. Es setzt sich fort in Taten, die verletzen, man mag sie in guten Treuen oder beflügelt von Ideologien und Illusionen getan haben. Und es handelt sich nicht nur um Einzeltaten von Einzelmenschen – es gibt Schicksalsgemeinschaften, Familien, Städte, ja Völker, die in schuldhaftem Zusammenhänge hinschlittern. Einige wollten das vielleicht, die meisten vielleicht nicht, oder nur ein wenig – aber alle sind später mit drin in dieser Geschichte – keine Kollektivschuld in einem juristisch strengen Sinne, denn das gibt es streng genommen nicht, aber doch eine gemeinsam gelebte und erlebte Geschichte, mit unterschiedlichen Beteiligungsverhältnissen.

Und deshalb gehört zu dieser Anfangsgeschichte menschlicher, geschöpflicher Freiheit auch der Blick auf die *Kosten der Freiheit*, auf die Verletzten, auf die Scherben dieser Freiheit, mit dazu – verbunden mit der Frage, wie wir aus diesen selbstverschuldeten Sackgassen herauskommen. Biblische Geschichten erzählen immer wieder solche realistischen Geschichten – Geschichten von Freiheit, Selbstverstrickung, Befreiung und Neuanfang. Denn unser Gott ist ein Gott der Liebe, der neben der Freiheit auch die Befreiung seiner Geschöpfe will. Und deshalb ist er ein Gott, der vergibt: Deshalb erfährt Jakob nach seinen Betrugsgeschichten mit dem geschenkten Segen auch Vergebung, die seinem Leben einen Neuanfang und die Versöhnung mit Esau ermöglicht. Und das ist paradigmatisch für biblische Geschichten: Wir haben eine Religion, die Geschichten von freien, aber fehlbaren Menschen erzählt – die zur Freiheit der Mitmenschlichkeit zurückfinden, weil sie Vergebung erfahren haben, und nun selbst auch zur Vergebung bereit sein sollten. Die Bitte des “Unser Vaters” um

Vergebung und ums Vergebenkönnen stellt uns täglich neu auf diesen Boden.

In der Bergpredigt stehen die Worte Jesu, die vom religiösen Erfahrungskern bezeichnen: *Wenn du deine Opfergabe zum Altar bringst und dir dabei einfällt, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß deine Gabe dort vor dem Altar liegen; geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komm und opfere deine Gabe* (Mt 5.23f). Vor Gott zu stehen, schärft unsere Eigenwahrnehmung. Und desgleichen viele Gleichnisse Jesu: Sie rufen uns in Erinnerung, wie wir in Schuldzusammenhänge verstrickt sind, der Vergebung bedürfen und Vergebung erfahren, diese dann aber selbst auch gewähren sollen. Etwa das Gleichnis vom unbarmherzigen Schuldner, der dem König eine unglaubliche Summe von 10'000 Talenten schuldet, aber nicht bereit ist, seinem Nachbarn 100 Denare zu erlassen. Das ist ein realistischer Blick auf die wahren Verhältnisse. Und am dunkelsten Punkt des Dramas, an dem der unschuldige Friedensprediger Jesus ans Kreuz geschlagen wird, hören wir seine Worte "Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." (Lk 23,34).

Jede Bitte, habe ich in der letzten Predigt gesagt, öffnet einen neuen Horizont des Menschlichen. In Fortführung der vierten Bitte des Unser Vaters, aber in vertiefter Weise, wird hier beim Beten Grundlegendes bewusst: Das Drama menschlicher Freiheit und göttlicher Vergebung.

Ich habe für diese Predigt ein Buch des englischen Journalisten Michael Henderson gelesen, das den Titel "Die Macht der Vergebung" heisst. Wenige Bücher haben mich so sehr bewegt und bestärkt darin, welche heilvollen Kräfte in unserem Glauben, welche Dynamik in dieser Gebetsbitte Jesu *Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern* stecken – wenn wir sie nur ernstnehmen.

Dieses Buch erzählt von Geschichten der Verfolgung, der Unterdrückung, von Bürgerkriegen und Morden – in Südafrika, in Nordirland, nach dem zweiten Weltkrieg, im Nahen Osten, im ehemaligen Jugoslawien, um nur einige heraufzugreifen. Es erzählt, wie alle diese dunklen Erfahrungen verbunden sind mit dem verständlichen Bedürfnis nach Vergeltung, nach Genugtuung, ein Bedürfnis, das aber die gefährliche Macht besitzt, die Spirale der Rache, der Gewalt und Gegengewalt weiterlaufen zu lassen. Rache gebiert wieder Rache, bis alle tot oder kampfunfähig sind.

Das Wunderbare an Hendersons Berichten ist es nun, wie Menschen durch die Macht des Vergebenkönnens diese eiserne Spirale der Gewalt aufbrechen konnten, wie sie befreit und geheilt wurden, wie sie wieder in die Zukunft blicken konnten. Und das gilt für Opfer wie für Täter. Es ist bewegend, wie die Berichte der südafrikanischen "Kommission für Wahrheit und Versöhnung" eine gelebte Menschlichkeit offenbaren. Nach schier unglaublichen, in ihrer Grausamkeit und Brutalität unausdenkbaren Taten wurde mit dem Aussprechen und Anerkennen von Schuld die Kraft zur Versöhnung geweckt. Lucas Sikwepepe, der durch eine Kugel sein Augenlicht verlor und danach gefoltert wurde, erzählt nach seiner Aussage vor der Kommission: "Ich weiss jetzt, dass es mich die ganze Zeit über krank gemacht hat, dass ich meine Geschichte niemandem erzählen konnte. Aber jetzt ist mir, als hätte ich meine Sehfähigkeit dadurch zurückbekommen, dass ich herkam und ihnen meine Geschichte erzählte." Es ist bewegend, von Berichten zu lesen, wie Opfer ihren Peinigern, nach dem Er-

zählen all ihrer Leiden, und aufgrund dessen, dass die Täter sich das wirklich anhörten und sich schuldig bekannten, diesen nachher die Hand geben konnten. Damit waren beide befreit von einer schwarzen, tödlichen Kette, die sie aneinander kettete.

Wer hätte gedacht, dass dieses scheinbar unausweichliche Schlittern in eine Bürgerkriegs-Katastrophe in Südafrika in einen gewaltlosen Prozess des Machtwechsels und dann in Prozesse der Versöhnung gewendet werden konnte? Sicher, nicht alle Täter konnten zu ihrer Schuld stehen, und nicht alle Opfer hatten die Kraft zur Vergebung – aber aufs Ganze gesehen grenzt diese Geschichte an ein Wunder, das jeden Zyniker kurieren sollte.

Wie viel dies alles mit Realismus zu tun hat, das möchte ich mit einem Zitat von einer anderen Stätte des Leidens deutlich machen: Die Worte Pfarrer Andrija Vranes aus Bosnien werden in dem genannten Buch Hendersons folgendermassen wiedergegeben: „Wenn wir an Vergebung denken, dann kann sich die Befürchtung einstellen, das Böse könnte ungestraft bleiben. Das Wort klingt so, als könnte es bedeuten, dass Menschen das Recht, das Böse zu bestrafen, aufgeben. Aber trotz dieser Befürchtung muss ich sehen, was das Böse mir antut: Es bewirkt, dass ich Böses mit Bösem vergelten will. Ich sehe dann alles durch die dunkle Brille des Bösen. Es lähmt mich und entfremdet mich dem Leben. Vergeben bedeutet, dem Bösen die Tür zu weisen, um nicht mehr davon gelenkt zu werden.

Der Prozess der Versöhnung mag sich in die Länge ziehen, weil auch die andere Seite erst einmal so weit kommen muss, dass sie ihre Verfehlungen erkennt. Wenn aber ich vergebe, dann muss ich damit nicht warten und Zeit verlieren. Vergebung gibt mir die Freiheit, jetzt sofort zu lieben. Wenn wir diese Freiheit erreichen, dann wird uns klar, dass diejenigen, die Böses getan haben, selbst Opfer sind. Wir verlieren durchaus nichts, wenn wir vergeben, sondern im Gegenteil: Wir empfangen ein Geschenk.“

Beten heisst: aufmerksam werden, auf das hören können, was Gott jedem von uns über unser Leben sagen will. Heisst auch: wahrnehmen, wie Gott uns durch Vergebung aus Verstrickungen befreien will. Deshalb jubelt Paulus: *Zur Freiheit hat uns Christus befreit*. Und deshalb feiern wir Gottesdienst, deshalb versammeln wir uns im Gebet, deshalb versuchen wir, diese Botschaft uns sagen zu lassen, nicht als eine Story unter anderen Stories, sondern als die grundlegende Geschichte unseres Lebens. Die Geschichte, die unsere Freiheit nicht leugnet oder verlacht, sondern ernstnimmt – aber eben auch unsere Verstrickungen ernstnimmt, und deshalb lehrt uns Jesus um Vergebung zu bitten. Heinrich Heine, dieser Frechdachs, soll einmal von Gott gesagt haben, Gott vergebe ihm schon seine Spöttereien, „pardonner, c' est son metier“ – verzeihen, dass sei ja sein Beruf! Und war es auch spöttisch gemeint, so ist es doch wahr. Heine hat sich einfach zu wenig stark ausgedrückt: Verzeihen, dass ist nicht nur Gottes Beruf, es ist sein Wesen, denn er ist ein Gott der Liebe und des Lebens.

Amen.



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

21. Oktober 2007

Versuchung und Faszination der Macht

Unser Vater im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe,

wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute,

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen,

Denn Dein ist das Reich und die Kraft

und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

Matthäusevangelium Kap. 6.9-13

Liebe Gemeinde

Vor einiger Zeit, es dürfte etwas mehr als eineinhalb Jahre zurückliegen, kam jemand aus der Predigtgemeinde zu mir und bat mich, diese VI. Bitte des *Unser Vaters* nicht mehr so zu lesen und zu sprechen, wie wir es gewohnt sind. Nicht mehr im Wortlaut nämlich, wie ich diese Bitte eben wieder gelesen habe: *Und führe uns nicht in Versuchung!*

Denn, so sagte mir diese Frau, diese gedankenlos wiederholte Bitte führe zu einer gefährlichen, dunklen und dem Evangelium widersprechenden Gottesvorstellung. Wie könne man nur annehmen, dass Gott jemals einen Menschen „in Versuchung führen“ – also sozusagen zum Bösen verleiten wolle, wenn auch vielleicht, nur um ihn zu prüfen?! Wie könne man überhaupt nur auf die Idee kommen, dass Gott so etwas tun könne? Und überhaupt, dieser Satz sei falsch übersetzt. Denn im Aramäischen, der Sprache, in der Jesus gesprochen und also dieses Gebet selbst gebetet habe, meine das etwas anderes.

Nun kann ich nicht Aramäisch, aber ich kann gelehrte Kommentare lesen und habe das natürlich getan. In den einschlägigen Kommentaren wird tatsächlich die Meinung vertreten, dass der aramäische Kausativ, der hinter dem griechischen *Und führe uns nicht* steht, eher so zu übersetzen sei: *Und lass nicht zu, dass wir versucht werden* oder auch: *lass uns nicht der Versuchung erliegen...*

Das leuchtet ein, denn der Gedanke, dass Gott zugleich Verursacher der „Versuchung“ sein könnte – und zugleich jener, der vor Versuchungen warnt, hat etwas Seltsames und Widersprüchliches.

Aber die griechisch sprechenden ersten Christen, die dieses wichtigste Gebet in ihre Sprache übertrugen, scheinen etwas in diesem Gedanken gefunden zu haben, was ihrer Erfahrung der Realität entspricht, sonst hätten sie eindeutiger übersetzt. Was aber führte sie zu dieser direkteren, aktiveren Übersetzung: Und *führe* uns nicht in Versuchung? Was für eine Erfahrung könnte dahinter stecken?

Zuerst einmal aber stellt sich natürlich die Frage: Was überhaupt ist mit dem Wort „Versuchung“ gemeint? Denn es ist ein Wort, das uns ziemlich fremd geworden und aus unserem Alltagssprachgebrauch fast vollständig verschwunden ist. Und wenn wir es doch antreffen, dann meist in eher seltsamen Zusammenhängen.

Günter Eich, der Dichter, ein Sprachkünstler und Wortakrobat, einer, der ein genaues Ohr hatte dafür, wenn Sprache sich geistlos verselbständigt und in der gedankenlosen Formel und Phrase ein wenig idiotisch wird, Günter Eich also hat dem Wort „Versuchung“ in seinen „Maulwürfen“ einen kleinen, witzigen, wunderbar zu lesenden Text gewidmet. „Maulwürfe“ heisst dieses Bändchen mit kleinen Prosatexten, weil der Dichter wie ein unterirdischer, ein wenig subversiver Maulwurf mit seinem Maul oder Dichtermund diesen und jenen kleinen Worthaufen aufwirft.

Günter Eich ist zum Wort „Versuchung“ folgendes eingefallen: „Die Versuchung des Fleisches ist mir nicht fremd. Ich gestehe, dass ich ihr fast täglich erliege (ausser Freitag, wo wir Fisch haben)“... Hier hat uns der Dichter gleich zweifach in eine Falle gelockt: Denn fast alle Leser und Leserinnen denken natürlich sogleich an Sex, wenn von der *Versuchung des Fleisches* die Rede ist... Und danach nimmt er uns grad nochmals ein wenig auf die Schippe: Denn der zweite Gedanke beim Wort Versuchung ist ebenso formelhaft und ohne Tiefe: Essen... „Süsse Versuchungen“.

Wenn das aber die beiden Primärreflexe sind, die uns beim Wort Versuchung einfallen – dann sind wir weit vom Ernst entfernt, mit dem Jesus im Unser Vater spricht. Nicht, dass das vollkommen harmlose Dinge wären, denn Menschen können in ihrem Wunsch nach Glück süchtig und abhängig werden vom Sex wie vom Essen... Beides kann, wie Drogen, abhängig machen und ins Kranke führen.

Aber den tiefen Kern dessen, was Jesus als *Versuchung* anspricht, das ist dabei noch nicht im Blick. Das griechische Wort für Versuchung *peirasmos* bedeutet „Bedrängtsein“, auch „Leiden“ – und damit tauchen ganz andere Dimensionen unserer Realität auf: Im Bedrängtsein, in der Angst sind wir Menschen für Versuchungen, für falsche Versprechungen empfänglicher und fallen auf sie herein. Und deshalb verstehen sich gewisse Leute so gut darauf, Ängste zu schüren, um politisches Kapital daraus zu schlagen. Wir haben ja heute Wahltag, liebe Gemeinde, da kommentiert sich der tiefe Ernst der Bitte, nicht in Bedrängnis- und Angstsituationen zu kommen, fast ein wenig von selbst... Deutlich wird aber auch, dass neben die schon genannten Bedeutungen des Wortes, neben das gefährliche Hingezogensein, neben das Fasziniertsein und Verblendetsein von letztlich Zweideutigem oder gar Bösem eine Grundsituation des Menschen angesprochen ist...

Versuchung ist sozusagen die Grundnot, das Grunddrama der menschlichen Freiheit; das Grunddrama eines Geschöpfes, das Freiheit hat, diese Freiheit aber missverstehen und missbrauchen kann und so sie oft missbraucht – und damit kommen Not und Bedrängnis und die tiefe Faszination des Bösen an die Oberfläche!

Erinnern wir uns daran, wo das Wort und die Sache der Versuchung im Alten wie im Neuen Testament auftauchen: In der symbolischen Geschichte vom „Sündenfall“ in Genesis 3: Wo der Mensch der Einflüsterung, der Faszination der bösen Schlange erliegt, die ihm die Gottgleichheit, ein absolutes Wissen und Unsterblichkeit verspricht: das ist nichts anderes als die Faszination der reinen Macht, die Faszination, nicht verletzliches, endliches, auf Liebe und Gegenseitigkeit angewiesenes Geschöpf zu sein, sondern unverwundbarer Träger der Macht und also selbst göttlich zu sein. „Eritis sicut deus“ – „ihr werdet sein wie Gott“... Aber eben so, wie Menschen sich Gottsein meist vorstellen, nämlich gnadenlos allmächtig und allwissend, ohne Liebe, ohne Barmherzigkeit: reine Macht sozusagen („Wo sind seine Divisionen?“ – soll Stalin hämisch im Bezug auf Gott gefragt haben.)

Und dasselbe Grundproblem zeigt sich in den Versuchungen Jesu: Unmittelbar nach seiner Taufe, nach seiner Berufung zum Messias wird er vom Geist in die Wüste geführt – und Sie alle kennen die drei Versuchungen, die drei so grossartig aussehenden, verfänglichen Angebote des Bösen: Steine zu Brot machen zu können – das heisst *erstens*, alle Menschen über diese Nahrungsverteilermacht beherrschen zu können. Sich von der Zinne des Tempels zu stürzen, um so ein Wunder zu erzwingen – das ist *zweitens* eine andere Form der Macht: die Macht des Heiligen, die Faszination und tiefe Sehnsucht der Menschen nach Wundern missbrauchen zu können; und schliesslich *drittens* die Macht pur: Alle Reiche dieser Welt will ich dir geben, wenn Du mich anbetest, sagt der Versucher. Fjodor Dostojewski sagt im „Grossinquisitor“ – und das ist die kraftvollste Auslegung der Versuchungsgeschichte, die ich kenne -: „Denn wahrlich, in diesen drei Fragen ist die ganze weitere Menschengeschichte gleichsam zu einem Ganzen zusammengefasst und vorhergesagt, und sind drei Bilder gegeben, in denen alle auf der ganzen Erde unlösbaren historischen Widersprüche der Menschennatur offenbart sind.“ Und dann legt Dostojewski diese drei Formen absoluter Macht der menschlichen, aber eben gefährdeten Freiheit gegenüber, die Christus, der wahre Gottessohn, gibt. Was bei Dostojewski eindrücklich ist, dass er die Faszination, das Angezogenensein von diesen Formen der Macht so unglaublich eindrücklich schildern kann: Alle diese Formen antworten auf einen ganz tiefen Wunsch im Menschen, auf den Wunsch nach Nahrung und Sicherheit, auf den Wunsch nach dem Geheimnis und dem Wunder, auf den Wunsch nach machtvoller Entfaltung und Verwirklichung. Aber wir vergessen dabei, dass diese Formen der Macht tief ambivalent sind und ins Böse kippen können: dann nämlich, wenn die Nahrungsmacht (Steine in Brot verwandeln!) missbraucht wird und den Menschen dabei nicht auch Wahrheit und Freiheit ermöglicht wird (der Mensch lebt nicht vom Brot allein!), wenn die Religion mit Wundern und Mysterien zu einem Machtinstrument gemacht, ohne den Menschen die Freiheit zum Zweifeln, zur Nüchternheit, zur Vernunft zu lassen, und wenn der Wunsch nach Lebensentfaltung und Macht ohne Liebe, ohne Selbstbegrenzung, ohne Ethik gelebt werden will.

Und das ist vielleicht der Grund, weshalb die griechischen Übersetzer unseres aramäischen Satzes diesen als eine so eindringliche Bitte an Gott formuliert haben: *Und führe uns nicht in Versuchung*, als eine Bitte an Gott, die sich bewusst ist: Wir Menschen meinen in diesen *Mächten* oft Göttliches wahrzunehmen, sind oft fasziniert von Ideen, haben Wünsche, die an sich noch nicht schlecht sein müssen, die aber erst bei näherer Betrachtung ihr böses Antlitz zeigen, nämlich dann, wenn wir von diesen Formen

reiner Macht fasziniert sind, wenn ihnen genau das fehlt, was ihnen bei Gott die Zweideutigkeit, das Böse nimmt: nämlich die Liebe und Güte Gottes...

Und deshalb verdeutlicht der zweite Satz dann sogleich: *sondern erlöse uns von dem Bösen*, es ist die wirkliche Bitte an Gott um Klärung in diesem Drama der Freiheit, in diesem Drama der guten Wünsche und Ideen, die von uns so schnell pervertiert werden.

Das alles mag Ihnen nun etwas gar theoretisch vorgekommen sein – diese Auslegung der Versuchung und ihrer Formen der Ambivalenz. Sehen Sie, ich selbst bin einfach der „terrible simplificateurs“ überdrüssig, der fundamentalistischen Prediger, die immer meinen, das Böse hier und dort entdeckt zu haben (nur nie bei sich selber und in ihren Machtwünschen), die gegen Sex und Morallosigkeit wettern, und gleichzeitig unverantwortliche Kriege unterstützen (nur weil sie meinen, es ginge gegen das Böse), die gegen Mammonismus wettern, als sei das Geld an sich das Problem...

Ich denke tatsächlich, dass die Faszination der puren Macht das tiefste Problem ist, sozusagen die reine Ausformung des Bösen, aus dem alle anderen Formen der Versuchung kommen. Nur zeigt sich das eben nie rein: Ich glaube tatsächlich, dass im Moment unser Wirtschaftssystem mit seinem Wachstums- und Gewinnwahn zu einer Gefahr für alle zu werden droht. Aber das ist nicht „das System“, sondern wir selbst sind alle daran beteiligt und darin verhaftet: In unserem Wunsch nach Macht, in unserer Gier nach Geld, mit unserem grenzenlosen Hunger nach Sicherheit, und das heisst eben Abwehrsysteme und sichere Anlagen, in diesem allumfassenden Wunsch nach Macht – aber eben nicht nach menschlicher Lebensmacht, nach kreativen und erfüllten Werken, nach kraftvollen Institutionen des Gemeinsamen, sondern eher nach privater Sicherheit und Machtentfaltung in Karriere und Gesellschaft...

Aber sehen Sie, schon werde ich nun auch ein wenig zum „Zeterer“, zum Prediger mit rotem Kopf und aufgerecktem Finger... Eigentlich ist es besser, wenn wir nochmals zurückkehren zur Grundbestimmung des Gebetes. Sie erinnern sich, in der Auslegung der ersten Bitte habe ich Simone Weils Satz zum Leitgedanken genommen: Das wirkliche Gebet sei „die von jeder Beimischung gereinigte Aufmerksamkeit“ – Aufmerksamkeit auf Gott und auf Gottes Welt. Und so wäre diese Bitte nun also zu verstehen als ein ganz tief ausgesprochener Wunsch nach aufmerksamer Wahrnehmung, nach Klärung in dieser Welt der Versuchungen und Wünsche und Faszinationen; wäre diese Gebetsbitte der Wunsch nach sensibler Wahrnehmung dessen, was Gottes Liebe uns sagen will – und der tiefe Wunsch, von der Faszination des Bösen, in welcher Verkapung und Verhüllung es sich immer zeigen mag, bewahrt zu werden.

Und deshalb scheint es mir besser, diese Bitte weiterhin so sprechen, wie sie im griechischen Neuen Testament formuliert und ins Deutsche übersetzt ist. Sie erinnert uns vielleicht besser an unsere Gefahr, Gott und Ungöttliches zu verwechseln. So jedenfalls habe ich einen geheimnisvollen, aber tiefsinnigen Satz Luthers zu verstehen versucht, den Peter Vogelsanger in seiner Unser Vater-Auslegung zitiert. Er lautet folgendermaßen: „Diese Bitte lehrt uns, von Gott weg in die Arme Gottes zu fliehen.“

Amen.



FRAUMÜNSTER - PREDIGTEN

Pfarrer Niklaus Peter

28. Oktober 2007

Amen! – nicht einfach Ja und Amen...

*Unser Vater im Himmel.
Geheiligt werde dein Name.
Dein Reich komme.
Dein Wille geschehe,
wie im Himmel, so auf Erden.
Unser tägliches Brot gib uns heute,
Und vergib uns unsere Schuld,
wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.
Und führe uns nicht in Versuchung,
sondern erlöse uns von dem Bösen,
**Denn Dein ist das Reich und die Kraft
und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.***

Matthäusevangelium Kap. 6.9-13

Liebe Gemeinde

„Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche“, so liest man oder hört man manchmal sagen. Und auch wenn ich mich ein wenig über diese gedankenlos hingesagten Worte ärgere, muss ich doch zugeben: Oftmals trifft es schlicht und einfach zu. Mit überraschungsfreier und oft mechanischer Routine sprechen wir am Ende jedes Gebetes dieses Wörtlein „Amen“ und denken uns nicht viel dabei. So, als bedeutete dieses kurze Wort nicht viel mehr als ein Punkt am Ende des Satzes, nicht viel mehr als: „Nun ist es zu Ende, nun ist Schluss“... Amen aber es bedeutet unendlich viel mehr als nur „Punkt und Schluss“.

Solch mechanische Routine ist ja die Gefahr beim Beten überhaupt: Man spricht altehrwürdige, auswendig gelernte Sätze und ist oft selbst nicht mit ganzer Konzentration dabei. Während doch ein wirkliches Gebet das genaue Gegenteil von Mechanik ist, nämlich Emotion und Innerlichkeit, Konzentration und Sehnsucht.

Kurt Marti hat in seinem schönen kleinen Buch „Gott im Diesseits“ geschrieben, dass Beten eigentlich im Vokativ gründet, im gefühlsmässigen Anruf: „Vokative“ sagt er, „sind Ausdruck einer emotionalen Reaktion, ... eine Art dadaistischer Verlautung“, vor allem rationalen Denken, ein freudiges Ah! oder vielleicht auch ein schmerzliches Ach! Und dann fährt Marti auf seine feine Weise fort: „Gott gegenüber sind und bleiben wir allzumal Dadaisten.“ Und das finde ich ebenso treffend wie herrlich...

Nun geht das Unser Vater aber über den Dadaismus hinaus. Deshalb haben wir in den vergangenen 6 Sonntagen dieses Gebet der Gebete mit solcher Aufmerksamkeit betrachtet – immer nur *eine* Bitte an einem Sonntag. Und haben dabei die Tiefe dieses so kurzen, so schlichten Gebetes kennen gelernt, dem jede wortgewaltige Feierlichkeit und jede barocke Wortopulenz abgeht.

Es sind sechs einfache, grundlegende Bitten, die die Existenz des Menschen umschliessen. Das beginnt bei der *Anrede Gottes*, so wie wir vertrauensvoll unsere Eltern als Vater und Mutter anreden – womit sogleich deutlich ist: Im Gebet antworten wir Gott, weil er uns zuvor schon angesprochen hat, wir beten, weil wir vertrauen, dass Gott uns wahrnimmt und wir durch diese Wahrnehmung verändert werden.

Danach folgen die drei ersten Bitten, alle zuerst gebündelt in grosser Aufmerksamkeit auf Gott: „Geheiligt werde dein Name, dein Wille geschehe, dein Reich komme“ – alle konzentriert darauf, dass Gottes Präsenz in seinem *Namen* als heilig wahrgenommen wird, dass sein *Wille* mit uns und durch uns Verwirklichung – Gottes *Reich* – sucht, und diese Verwirklichung eine Herrschaft bedeutet, die so anders ist als unsere Formen von Macht – nämlich eine Herrschaft in der Liebe.

Dann erst wendet sich das Gebet von der Gotteswahrnehmung der Selbstwahrnehmung zu: Nach dem dreimaligen „Dein“ kommt *kein* dreimaliges „mein“, sondern ein dreimaliges „Unser“, weil wir im Gebet nie allein vor Gott stehen: Unsere grundlegende Bedürftigkeit in der Bitte um das *tägliche Brot*, unser Wissen um *Schuld* und die *Bitte um Vergebung*, welche die Zukunft wieder öffnet und uns selbst zu Menschen macht, die verzeihen können. Und schliesslich die Bitte, vor der *Faszination des Bösen*, der reinen Macht, der reinen Dominanz *bewahrt* zu werden. Denn das Böse kommt so oft in der Verkäpung des Notwendigen, des Guten, des Moralischen, ja des Göttlichen daher. Wir bitten hier um Klärung, um Bewahrung vor der so irritierend göttlich aussehenden Versuchung der Macht. Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg, sagt der Volksmund – erfolgreiche Macht ist deshalb so überzeugend und gewinnend für uns Menschen – dabei ist sie oft das Gegenteil des Göttlichen, nämlich korrumpierend und oft böse.

Zum Schluss kommen die Verse, die man als Doxologie bezeichnet, als Lobpreis am Ende des Gebetes: *Denn Dein ist das Reich und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.* In den ältesten Handschriften des Matthäusevangeliums fehlt diese Schlusspassage, wie sie auch im Lukasevangelium fehlt. Dieser Schluss ist vermutlich also nicht ein Jesuswort, sondern die Antwort der Gemeinde, die Gott im Lob nochmals Macht und Kraft, aber eben auch „Herrlichkeit“ – und das heisst Schönheit, heisst zutiefst: überwältigende strahlende Fülle und Ewigkeit, zuspricht. Und dann kommt unser kurzes Wörtchen *Amen*.

Amen auf Hebräisch heisst so etwas wie: „So sei es!“ „So möge es wirklich sein!“ Ein tiefer Wunsch und zugleich eine Gewissheit: „Das stimmt, das ist wahr!“ Der Betende stellt sich sozusagen nochmals ganz hinter seine Worte – weil er an Gott glaubt: Eine Bekräftigungsformel – oder etwas anders ausgedrückt: Ein ganz kräftiges, starkes, betontes „Ja“, hinter dem eine ganze Existenz steht – ...wenn es nicht mechanisch einfach als Schlusszeichen, als „jetzt fertig“ gesprochen wird!

Kurt Marti betont im schon genannten Büchlein diese zustimmende, bejahende Bedeutung des Amen, um dann gleich anzufügen: „Auch der Weg zur Hölle ist freilich oft mit Jas gepflastert, mit voreiligen, zu wenig überdachten, im Überschwang gegebenen Zustimmungen. Wer ‚Ja und Amen‘ sagt, unterwirft sich. Fragt sich nur, wem?“ Hier sei die Theologie gefordert, zwischen Gott und Götzen zu unterscheiden, die Geister zu prüfen – und wer prüfe, der müsse auch *Nein* sagen lernen: „Nein und Amen!“

Und das wäre doch ein guter Test für uns, wenn wir uns einmal fragen würden: Wann haben wir letztthin *zurecht* „Ja und Amen“ gesagt? Wann aber war unser Amen ein faules, ein dummes, ein unüberlegtes Ja zu einer Sache, von der wir bei genauem Überlegen nicht hoffen können, dass dem so sein möge? Wann haben wir einem Menschen nachgegeben, in einer ethischen oder beruflichen oder auch ästhetischen Frage zugestimmt, obwohl es uns unwohl war und wir dachten, das müsste ich genauer überlegen – und dann wohl aus Trägheit „Ja und Amen“ statt... ja, statt was? statt „Nein und Amen“ – oder einfach statt „Nein, das muss ich jetzt noch überlegen...“ gesagt haben?

Sie sehen, in diesem Wörtlein „Amen“ steckt ziemlich viel Theologie.

Eine der vielschichtigsten, tiefsten Auslegungen dieses kleinen Wortes stammt nicht von einem Theologen, sondern von einem christlichen Musiker, nämlich von dem Organisten, Pianisten und Komponisten *Olivier Messiaen*. Er hat 1943, mitten in den Erschütterungen des 2. Weltkrieges, eine sehr expressive Komposition für zwei Klaviere geschrieben, die „Les Visions de l’Amen“ heisst. Zu Deutsch: „Visionen des Amen“ also.

In einem begleitenden Text zur Komposition schreibt Messiaen, das Wort „Amen“ habe einen *mehrfachen* Sinn, den er in *sieben* einzelnen Sätzen interpretiert und schliesslich in Musik komponiert hat, denen ich nun folgen will.

Der *erste*: „Amen, que cela soit!“ heisst hier: „das sei nun!“ - der Schöpfungsakt, also das Ja Gottes zur Schöpfung, wie es im Schöpfungsbericht heisst: „Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.“ Diesem Amen Gottes ordnet Messiaen in einem *zweiten* Satz die Zustimmung der Geschöpfe zu: „Amen, ja, hier sind wir!“ Wir stimmen dir zu und sind bereit.

Das *dritte* Amen ist ein ganz anderes, das Wort eines Menschen, der ruhig akzeptieren kann, auch wenn er in eine ganz schwierige und schmerzhaft Situation geführt worden ist. Messiaen denkt dabei natürlich (aber vermutlich nicht nur) an Jesus, der in Getsemane bittet „Lass den Kelch an mir vorbeigehen“ –

dann aber anfügt, „Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ In seinem Leidensweg akzeptiert Jesus die dramatische und leidvolle Wendung seines Lebens. Amen heisst hier: Wenn es sein muss, muss es sein, Dein Wille geschehe, nicht mein eigener Wille! Der *vierte* Satz dieses Werks ist dem „Amen des Wunsches“, der Sehnsucht, des Verlangens, der tiefen menschlichen Sehnsucht nach Gott und nach einer Verbindung untereinander gewidmet: So möge es doch sein! das ist mein grösster Wunsch!, sagt dieses Amen, in dem nach Messiaen die Hoffnung auf das Paradies hineinleuchtet, aber auch ganz kräftige irdische Wünsche wie jene der Liebe und Erotik. Das *fünfte* Amen ist nochmals ein ganz anderes, das Amen der Engel, der Heiligen und – erstaunlicherweise – der Vögel... Für Messiaen ist das die Zustimmung in ihrer reinsten, hellsten, klarsten Form (und ich für meinen Teil denke dabei natürlich lieber an die Nachtigall als an den Kuckuck oder den Papagei). Dann kommt er auf das *sechste* Amen zu sprechen: dem Amen des Gerichts, der Bekräftigung „so ist es nun, leider!“. Messiaen spricht von drei eiskalten Tönen einer Glocke, die erklingen und den Tätern (denken Sie an das Jahr 1943!) deutlich machen: jetzt ist die Zeit abgelaufen – mit dieser Realität werdet ihr nun leben müssen! Um schliesslich *siebtens*, vom strahlenden „Amen der Vollendung“, des Paradieses zu sprechen – in unaussprechlicher Klarheit, sagt Messiaen – *de clarté en clarté*, wie es im „Buch der Sprüche“ heisse... Ein abschliessendes, dankbares Amen, das, nach einem Durchgang durch das Tal der Tränen mit Freude, Jubel und Zustimmung auf die Vollendung antwortet.

Einige von Ihnen haben gestern Abend das Requiem von *Johannes Brahms* gehört (und andere werden es heute Nachmittag hören) – in dem ganz realistisch auf unsere Vergänglichkeit geblickt wird. Dann aber wird dieses strahlende *Amen der Vollendung*, nicht dem Wort, aber der Sache nach ausgerufen in der jubelnden Frage: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?!“ Dieses Requiem mündet in seinem ergreifenden Schluss in das Wort „selig“ und gibt damit eine ganz tiefe Auslegung dessen, was wir mit dem Wort Amen aussprechen!

Liebe Gemeinde, das sind die Dimensionen dieses kleinen Wortes *Amen* – Von Gottes *Ja* zur Schöpfung über unsere menschliche Zustimmung bis zur Vollendung! Denken Sie nur, wie unser Umgang mit der *Natur* sich ändern würde, wenn wir beim täglichen Unser Vater das Amen des Schöpfers mithören würden, wie sich unser Umgang *miteinander* ändern würde, wenn wir das sehnsüchtige „Amen – so möge es sein“ nach Liebe, aber auch das Amen des Gerichtes und der Gerechtigkeit wirklich sprechen würden. Dann würden wir nicht einfach „Ja und Amen“, sondern manchmal auch dezidiert „Nein“ sagen!

Erst wer dieses Ja wirklich gehört hat, wird auch ein überzeugendes Nein sprechen können. Kurt Marti hat es umgekehrt so ausgedrückt: „Erst durch Neins geläutert kann das Ja glaubhaft, das Amen klar werden.“

So möge es wirklich sein! Amen.